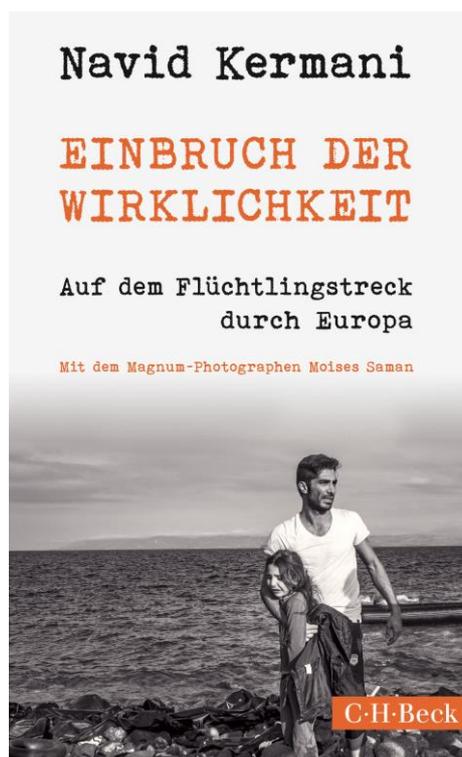


Leseprobe

Navid Kermani
Einbruch der Wirklichkeit. Auf dem
Flüchtlingstreck durch Europa.
Mit Photographien von Moises Saman

C. H. Beck Verlag, München 2016
ISBN 978-3-406-69208-6

S. 19-23 & 24-31 & 31-38



Warum kommt ihr denn alle?

Wollen wir Europa, oder wollen wir es nicht? Vordergründig gehe es in Ungarn um Muslime, tatsächlich jedoch um jede Form von Abweichung, um Fremdheit überhaupt, Homosexualität, Juden, Roma, kritische Medien, Opposition. Ob er selbst schon darüber nachgedacht habe, anderswo politisches Asyl zu beantragen, fragte ich scherzhaft.

– Wenn sie anfangen, meine Bücher zu zensieren, werde ich Ungarn verlassen, antwortete Györgi Dragomán.

Warum kommt ihr denn alle?

Während ich das schreibe, läuft wieder eine Gruppe Afghanen am Hotel vorbei, nur daß diesmal eine junge, unverschleierte Frau in Jeans unter ihnen ist, ganz sicher eine Städterin. Das ist ungewöhnlich. Fast alle Afghanen, die mir entgegenkamen, als ich auf dem Flüchtlingstreck über den Balkan nach Lesbos reiste, stammen aus ländlichen Gebieten, sprechen keine andere Sprache als Dari und sind erkennbar nicht die Facharbeiter und Ingenieure, auf die Deutschlands Wirtschaft hofft.

– Warum kommt ihr denn alle? fragte ich, als ich gestern wenigstens die Alten, Frauen und Kinder im Auto mitnahm, jedesmal neun, zehn Menschen aufs Dichteste gedrängt im kleinen Jeep: Was glaubt ihr denn, was ihr in Deutschland findet?

> Folgende Seiten:
Opatovac, Kroatien:
Flüchtlinge warten vor
dem Aufnahmelager
darauf, registriert zu
werden.





Warum kommt ihr denn alle?

– Arbeit, antworteten sie, Schule, ein bißchen Sicherheit: Es gibt keine Zukunft in Afghanistan.

– Und warum alle jetzt? fragte ich weiter und verwies auf die Zukunft, die es in Afghanistan letztes Jahr doch eben-sowenig gab.

– Im Fernsehen hieß es, daß Deutschland Flüchtlinge aufnimmt, erklärten sie ein ums andere Mal, warum sie sich Anfang September auf den Weg gemacht haben: Wir haben auch die Bilder von den deutschen Bahnhöfen ge-sehen.

Die meisten verkauften ihren Besitz und schlugen sich nach Iran und zu Fuß über die Berge in die Türkei durch, ohne sich eine Herberge oder warmes Essen zu lei-sten, heuerten in Izmir einen Schlepper an, der ihnen mitunter mehr als die vereinbarten 1200 Euro abnahm, stellten auf dem Boot oft fest, daß sie zu viele waren, so daß sie alles Gepäck ins Meer warfen, und fragten sich, auf Lesbos eingetroffen, wie sie mit leeren Händen oder gar ohne Geld bloß weiter nach Deutschland kommen sollten. O Scheiße, dachte ich, so war das mit der Will-kommenskultur nicht gemeint.

– Und jetzt?

65 Euro benötigen sie für die Fähre nach Piräus, er-klärte ich ihnen, 40 Euro für den Bus an die mazedoni-sche Grenze, der Zug durch Mazedonien kostenlos, 35 Euro für den Bus durch Serbien, dann wieder kosten-los mit Zügen und Bussen über Kroatien, Ungarn, Öster-reich nach Deutschland. Nachts würden sie hoffentlich

zurechtkommen, an den Grenzen hätten Hilfsorganisationen Zelte aufgebaut, in denen allerdings nicht immer alle Platz fänden; immerhin sei ab Mazedonien auch für ein bißchen Essen und etwa Windeln gesorgt. Und ja, die Grenzen seien gerade offen, niemand wisse, wie lange.

– Aber sagt euren Verwandten bloß nicht, daß sie sich ebenfalls auf den Weg machen sollen, schob ich jedesmal hinterher: Seit wann glaubt ihr denn dem Fernsehen?

Schon kommt die nächste Gruppe, die sechste innerhalb von zwei Stunden, erneut vierzig, fünfzig Flüchtlinge, die auf einem Schlauchboot zusammengepfercht saßen, diesmal ganze Familien unter ihnen, Babys sogar. Manche Flüchtlinge tragen über den Schultern die golden und silbern glänzenden Isolierdecken, die im Wind knistern, sind also wohl durchnäßt gewesen und wurden von den freiwilligen Helfern versorgt, die an der Nordküste von Lesbos auf die Schlauchboote warten. Eigentlich müßte ich aufspringen und wenigstens die Alten, Mütter und Kinder hinauf zur Haltestelle fahren. Die jungen Männer werden ohnehin noch weitere fünfzig Kilometer zum Hafen laufen, wo sie auf dem Parkplatz campieren, bis sie einen Platz auf der Fähre nach Piräus ergattern, sofern sie 65 Euro für das Ticket haben.

Das europäische Grenzregime

Weil Ungarn die Grenze zu Serbien für Flüchtlinge abgesperrt hatte, fuhren wir von Budapest nach Šid an der serbischen Grenze zu Kroatien. Gerade als wir an dem kleinen Übergang eintrafen, hatte Kroatien die Flüchtlinge, die tagelang auf einem Friedhof zwischen beiden Grenzposten festgesessen hatten, doch noch passieren lassen. Zwischen und vor den Grabsteinen sahen wir ihre Hinterlassenschaften, gewöhnliche Campingzelte, die Freiwillige zur Verfügung gestellt hatten, Windeln, Wasserflaschen, christliche Missionsbroschüren in verschiedenen Sprachen, leere Konservendosen, Decken, viel Abfall, wo es keine Mülltonnen gab. Einige Kilometer weiter westlich begann das europäische Grenzregime, wieder regulär zu werden: Die kroatische Polizei sammelte die Flüchtlinge in Gefängniswagen ein und fuhr sie zu einem Camp in der Nähe des Ortes Opatovac. Sie wirkten nicht verärgert, als sie eintrafen, schienen eher erleichtert zu sein, daß es überhaupt weiterging. Auch während sie anstanden, stundenlang, um sich registrieren zu lassen, beschwerten sie sich nicht. Trotz der Widrigkeit der Umstände – ein improvisiertes, für täglich mehrere tausend Flüchtlinge viel zu kleines Lager aus Militärzelten mitten auf einem windigen, schon herbstlich kühlen Feld – war die Stimmung geradezu geschäftsmäßig: kein lautes

Wort, hin und wieder sogar ein Lächeln. Wo nötig, munterten Helfer die Kinder auf.

Zufällig interviewte ich den kroatischen Innenminister Ranko Ostojić, der in Trekkinghose aus dem Dienstwagen gestiegen war, als wolle er ebenfalls nach Deutschland marschieren; drei, vier kroatische Journalisten waren über den Besuch informiert worden, aber leider nicht die Weltpresse, so daß ich ungefragt zum Minister geführt wurde. Der Minister versicherte, daß Kroatien die Flüchtlinge anständig behandle, gern könne ich mir über alle Abläufe ein eigenes Urteil bilden, Feldbetten gebe es, ausreichend Nahrung, Ärzte und sogar Duschen. Besonders stolz war er, daß kein Flüchtling länger als vierundzwanzig Stunden in Kroatien bleibt. Wenn die Kapazitäten es erlauben, werden die Flüchtlinge sofort nach der Registrierung zum nächstgelegenen Bahnhof gebracht, von wo sie in Sonderzügen nach Ungarn fahren. Nach Ungarn? Ja, nach Ungarn, das ist auch wieder so eine Merkwürdigkeit in diesen europäischen Zeiten: Ungarn brüstet sich, die Grenze nach Serbien mit Zäunen und Stacheldraht gegen den Ansturm der Flüchtlinge zu verteidigen und läßt die gleichen Flüchtlinge stillschweigend über Kroatien einreisen, sofern sie nur umgehend nach Österreich weiterfahren; mit kostenlosen Bussen hilft der ungarische Staat sogar nach. Natürlich führt das Europa als Solidargemeinschaft ad absurdum; wer über andere Länder klagt, die sich die Flüchtlinge mittels weit geöffneter Ausgänge vom Hals schaffen, sollte allerdings daran erinnert wer-

den, daß Deutschland selbst sich gegen eine gerechte Verteilung gesperrt hatte, solange Griechen oder Italiener die Hauptlast trugen. Die Flüchtlingskrise hat nicht erst begonnen, als Deutschland sie bemerkte.

Was passieren würde, wenn die Deutschen ihre Grenzen schlossen, fragte ich den kroatischen Innenminister.

– Das geht nicht, antwortete der Minister.

– Wie, das geht nicht?

– Menschen, die so verzweifelt sind, können Sie nicht aufhalten. Wenn sie an der einen Stelle nicht durchkommen, suchen sie sich eine andere. Und wenn Sie Mauern errichten, bleiben sie vor den Mauern sitzen, bis wir den Anblick nicht mehr aushalten. Letztlich ist die einzige Möglichkeit, Flüchtlinge aufzuhalten, auf sie zu schießen. Niemand will das.

Natürlich fordert es Deutschland, innerhalb eines Jahres mehr als eine Million Flüchtlinge aufzunehmen, überfordert es Deutschland an vielen Stellen auch. In den wohlhabenden Vierteln und Kommunen mag die Hilfe leichter fallen, aber wo man jetzt schon unter Arbeitslosigkeit und sozialen Konflikten ächzt, darf man ruhig auch stöhnen, wenn noch mehr Mittellose zu versorgen, noch mehr Fremde einzugemeinden sind. Allerdings muß man sich auch klarmachen, was geschehen würde oder mancherorts bereits geschieht, wenn man sich zu Härte und Abschottung entschließt. Das eigene Herz würde verhärten und die Offenheit verkümmern, die Europa als Projekt und Folge der Aufklärung ausmacht.

Man würde nicht mehr nur vor den Grenzen Europas, sondern unmittelbar an den Grenzen Deutschlands ein gewaltiges Elend sehen, ohne die Hand auszustrecken. Dafür jedoch muß man den Fremden dämonisieren, muß ihm sein Schicksal selbst zuschreiben – seiner Kultur, Rasse oder Religion –, ihn in Büchern, Medien und schließlich sogar auf Plakatwänden herabsetzen, immer nur das Schlechte an ihm hervorheben und ihn so zum Barbaren machen, um sein Leid nicht an sich heranzulassen. Wollen wir Europa, oder wollen wir es nicht?

Es ist kein Zufall, daß es das Bild eines ertrunkenen Kindes war, das wie kein anderes ins allgemeine Bewußtsein drang und dem Mitgefühl Bahn brach. Kinder entziehen sich den Mechanismen öffentlicher Verachtung, weil sie für ihr Schicksal kaum selbst verantwortlich gemacht werden können. Man muß sein Herz schon gewaltig zugeschnürt haben, um sich eines Kindes nicht zu erbarmen. Es geht, aber es geht nicht, ohne die eigene Persönlichkeit zu verstümmeln. Jeder konnte im Fernsehen beobachten, wie unwohl sich die Bundeskanzlerin fühlte – sichtbar körperlich unwohl, man denke nur an die ungelenke Geste des Streichelns –, weil sie dem weinenden palästinensischen Mädchen keine andere als die korrekte Antwort geben konnte, daß nicht alle Flüchtlinge aufgenommen werden. So viel aufgeräumter sah die Kanzlerin aus, als sie Wochen später beim Selfie neben

➤ Folgende Seiten:
Opatovac, Kroatien:
Afgghanische Flüchtlinge
warten in einem
Gefängniswagen darauf,
aussteigen zu dürfen, um
sich im Lager registrieren
zu lassen.





Flüchtlingen stand, wirkt auch in ihren Interviews erstaunlich gelöst, seit sie mit Deutschlands Offenheit sichtbar eine Herzensangelegenheit vertritt. Es tut gut, gut zu sein, auch mir, wenn ich Bericht erstatte: auch das eine Erleichterung, während ich weiter mein Wohlstandsleben führe.

Bei Opatovac wurden die Flüchtlinge erst aus den Gefängniswagen gelassen, als die Schlange vor der Registrierungsstelle wieder etwas kürzer geworden war. Oft warteten sie eine halbe oder sogar eine ganze Stunde hinter Gittern und hatten es doch besser, als wenn sie in der kühlen Abendluft auf freiem Feld hätten stehen müssen. Nur den Kindern fiel das Warten auf engstem Raum schwer. Der Polizist, dem die Gefängniswagen zugeteilt waren, ein gescheitelter Kroat von schätzungsweise fünfzig Jahren, öffnete stumm die Türen, reichte den Alten zwar die Hand oder hob die Kinder aus dem Wagen, lächelte jedoch nie. Nur einmal strich ein syrisches Mädchen von vielleicht fünf Jahren mit schwarzen, schulterlangen Haaren und hellem, freundlichen Blick, während es aus dem Wagen gehoben wurde, dem Polizisten so zärtlich über die blaue Uniform, mit der flachen Hand von der Schulter bis fast hinunter zum Bauch, als sei er eine Kostbarkeit, daß dem Polizisten die Tränen kamen. Das Ganze dauerte nicht einmal eine, allenfalls zwei Sekunden, doch stand ich nur einen Meter entfernt und sah es genau, sah die Geste des Mädchens, die für mich genauso überraschend war, und die Feuchtigkeit, die sich in den

Augen des Polizisten bildete. Einen Moment länger als üblich hielt der Polizist das Mädchen im Arm, das den Blick freudestrahlend erwiderte. Dann setzte er es ab, das Mädchen hüpfte der Mutter nach, um sich in die Schlange einzureihen. Während er sich die Träne aus dem Auge wischte, bemerkte der Polizist, daß ich die Szene beobachtet hatte; sofort schaute er weg, als hätte ich ihn bei einer Ungehörigkeit ertappt.

– Sie brauchen sich nicht zu schämen, hätte ich dem Polizisten am liebsten zugerufen

Kulturschock

Heute bin ich mit dem Photographen Moises Saman, der mich auf dieser Reise begleitet, über eine unwegsame Piste zum Leuchtturm an der Nordwestspitze von Lesbos gefahren, wo ebenfalls viele Boote landen, jedoch weit und breit kein Helfer ist. Es ist ein seltsamer, manchmal fast makabrer Anblick, wenn die Flüchtlinge bei ihrer Ankunft ungefragt geherzt werden von langhaarigen Männern oder knapp bekleideten Frauen, die signalgelbe Westen tragen und *welcome welcome* schreien. Wenn ich ein Afghane wäre, würde ich bei einer so kuriosen Herzlichkeit vielleicht lieber umkehren wollen.

Ach, das ist ungerecht. Bei vollständiger Teilnahmslosigkeit des griechischen Staates – hat Griechenland nicht eigentlich eine linke Regierung? – leisten die Helfer

Großartiges auf Lesbos, halten warme Kleidung und die goldsilbernen Schutzdecken bereit, verteilen Sandwiches und Wasser und stellen Zelte auf, falls es zu spät ist, um noch weiterzukommen. Ärzte, die ihren Urlaub drangegeben haben, betreuen die Versehrten und beruhigen die Traumatisierten. Rührend zu beobachten ist auch, wie sich unter den Helfern die Kulturen mischen, selbst die israelische und die islamische NGO sitzen abends in der Taverne beisammen. Vor allem aber staune ich, daß es neben den wenigen professionellen Helfern und politischen Aktivisten fast ausschließlich junge Leute sind, die sich auf Lesbos oder an den Grenzstationen entlang des Trecks für die Flüchtlinge engagieren, zwanzig, fünfundzwanzig Jahre alt wie viele der Flüchtlinge und damit eine Generation, die man allzugern für unpolitisch und selbstsüchtig hält. Warum es Europa braucht, muß ihnen nach diesem Crashkurs in Lebenserfahrung und Weltpolitik keine Sonntagsrede mehr erklären: Aus jedem der Boote springen ihnen Todesangst und Freudentränen, Existenznot und Dankbarkeit, Stoßgebete und bohrende Fragen entgegen. Selbst für die Helfer ist es jedesmal eine Grenzerfahrung, wenn sie ein Baby an sich nehmen und auf den rutschigen Felsen vorsichtig zum nächsten Strand tragen, dabei beruhigend auf das Baby einreden, das sie mit beiden Armen an die Brust drücken, damit es zugleich gekostet und gewärmt wird, bis endlich die Eltern klitschnaß neben ihnen stehen, zitternd vor Kälte und Glück: Die ganz großen Gefühle erfassen unweigerlich

einen selbst, Tränen, Zärtlichkeit und jedesmal Wut über eine europäische Asylpolitik, die wie in einem perversen Aufnahmehierarchie Schutzsuchenden diese Tortur, diese Lebensgefahr auferlegt. Es ist genau so, wie Eva sagte, alle Helfer bestätigen das: Einmal persönlich berührt, von konkreten menschlichen Begegnungen erschüttert, wird die Not außerhalb Europas die jungen Menschen nicht mehr so leicht loslassen, die sich für Flüchtlinge engagieren.

Und doch legen einzelne und zumal manche politische Aktivisten eine Selbstgerechtigkeit an den Tag, einen Paternalismus gegenüber den Flüchtlingen und eine aggressive Besserwisserei, daß man sich mitunter den guten alten Arbeiter-Samariter-Bund herbeiwünschte oder die Heilsarmee. Mehr als einmal kommt mir die Frage, warum sich so viele Hände den anlegenden Flüchtlingen entgegenstrecken, während im Hinterland, wo die Hilfe einen nicht mit den ganz großen Emotionen beschenkt, nur vergleichsweise wenige Aktivisten tätig sind. Daß es manchmal vor allem einem selbst gut tut, gut zu sein, auch das läßt sich beobachten an der Nordküste von Lesbos. Die Frage kommt den Tätowierten und Leichtbekleideten nicht in den Sinn, ob ihr Freiheitsbegriff ein anderer sein könnte als jener der Afghanen und Syrer, die sie gleich welchen Geschlechts *welcome welcome* an die Brust drücken.

Gut, andererseits ist der Kulturschock, den viele Flüchtlinge bei ihrer Landung er-

> Folgende Seiten:
 Miratovac, Serbien: Ein
 Flüchtlingskind unter
 einem Regencap im
 Niemandsland zwischen
 Mazedonien und Serbien.





leben, vielleicht eine ideale Vorbereitung auf den manchmal auch sehr kurios freien Westen. Und die Berichterstat-ter, erst recht die Photographen, die an der Nordküste ebenfalls zahlreich auf die Flüchtlinge warten, sind auch nicht immer das Feingefühl in Person, rennen mit ihren Kameras ins Wasser, um zuerst bei den Booten zu sein, und schreien die Helfer an, gefälligst aus dem Bild zu gehen. In den zwei Tagen, seit ich auf Lesbos bin, habe ich Rangeleien und einmal eine regelrechte Prügelei zwischen Helfern und Photographen erlebt. Ich selbst wurde von einem Kamerateam zur Schnecke gemacht, weil ich drei Minuten die Piste versperrte, als ich anhielt, um durchnäßte Frauen und Kinder in den Jeep steigen zu lassen. Natürlich arbeiten nicht alle Photographen so rücksichtslos, schon gar nicht Moises, so zielstrebig er ebenfalls ist. Deshalb fährt er an die Nordwestspitze der Insel, wo er niemandem im Weg steht. Dem Impuls, die Hand zu reichen, darf er nicht sofort nachgeben, weil seine Aufgabe eine andere ist. Vielleicht ist es in der Politik auch nicht immer richtig, dem Impuls zu folgen, wenn man helfen will. Oft allerdings schon. Nur wann? Man muß sich nur ausmalen, was mit den Tausenden Verzweifelten auf der ungarischen Autobahn geschehen wäre – und zwar konkret: wo hätten sie geschlafen, wer hätte sie versorgt, mit welchen Gewaltmitteln hätte man sie an der Grenze aufgehalten –, wenn Deutschland die Grenzen nicht für sie geöffnet hätte. Indessen hat sich die so unerwartete Hilfsbereitschaft wie mit der stillen Post in eine

Einladung verwandelt, die noch im afghanischen Fernsehen ausgestrahlt wird.

Leider ist der Wind heute stürmisch, das Meer von Schaumkronen bedeckt – oder soll man erleichtert sein, wenn keine Boote übersetzen? Vergeblich halten wir nach roten Punkten Ausschau, zu denen sich die Schwimmwesten aus der Ferne vereinigen. An gewöhnlichen Tagen sind es drei- oder sogar viertausend Flüchtlinge, die an der Nordküste anlegen, meist innerhalb weniger Stunden bis zu hundert Schlauchboote auf einem Küstenabschnitt von wenigen Kilometern. Auf dem Strand direkt unterhalb des Leuchtturms ist kein einziger Kiesel zu sehen, weil er vollständig von Schwimmwesten, Schwimmreifen und den Überbleibseln der Schlauchboote bedeckt ist. Blickt man von hier die Küste entlang, leuchtet Lesbos vom Rot und Orange der Schwimmwesten kilometerweit auf. Allerdings bleibt nicht alles zurück: Wo immer Boote anlegen, fährt bald ein Pickup vor, auf den der Fahrer den Motor und den festen Kunststoffboden des Bootes lädt. Zurück bleibt lediglich der schwarze Schlauch. Die Flüchtlinge, die sich derweil zum Aufbruch versammeln, nimmt der Pickup nicht mit. Das wirkt oft ebenso erbarmungslos wie der Ehrgeiz von uns Berichterstattem, die größten Emotionen, das beste Bild zu bekommen, und wird doch von Tag zu Tag verständlicher, wenn man auf der Insel selbst versucht, seiner Arbeit nachzugehen. Die Einheimischen sind schließlich nicht für einen begrenzten Einsatz hier, sondern dauer-

haft: Das stumpft ab. Ich merke es an mir selbst: Ich kann auch nicht den ganzen Tag Flüchtlinge hin- und herfahren oder für sie dolmetschen, wenn ich noch zum Schreiben kommen will, und fahre inzwischen meist achtlos an ihnen vorbei.

Mit Moises hatte ich am ersten Tag eine Diskussion, weil ich Flüchtlinge, die im Niemandsland gestrandet waren, zum Hafen fahren wollte, er jedoch darauf beharrte, dafür seien wir nicht hier. Ich hatte ihm schon recht gegeben und war schlechten Gewissens in den Jeep gestiegen, ohne die Flüchtlinge mitzunehmen, als der Wagen kurz darauf im Graben landete. Und was geschah? Die Syrer, die eine halbe Stunde zuvor aus dem Schlauchboot gestiegen waren, hoben unseren Jeep ungefragt hoch, um ihn zurück auf die Piste zu tragen. Zum Glück waren genug junge Männer dabei.

Mitten in der Stadt

Ebenso wie auf Lesbos geht in Belgrad das Leben weiter, und hier campieren die Flüchtlinge in den Grünanlagen vor dem Bahnhof, also mitten in der Stadt. Genaugenommen sind es ehemalige Grünanlagen, weil der Boden nur noch aus nackter Erde besteht. Als wir abends eintrafen, regnete es Sturzbäche und waren nur die bunten Campingzelte zu sehen, die wie übergroße Pilze unter den Bäumen wuchsen. Dann bemerkten wir, daß sich hier